Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin

Was der Großstädter zum Leben braucht.

Die Fremdenstadt im Süden.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Hesse.

Diese Stadt ist eine der witzigsten und einträglichsten Unternehmungen modernen Geistes. Ihre Entstehung und Einrichtung beruht auf einer genialen Synthese, wie sie nur von sehr tiefen Kennern der Psychologie des Großstädters ausgedacht werden konnte, wenn man sie nicht geradezu als eine direkte Ausstrahlung der Großstadt-Seele, als deren verwirklichten Traum, bezeichnen will. Denn diese Gründung realisiert in idealer Vollkommenheit alle Ferien- und Naturwünsche jeder durchschnittlichen Großstädterseele. Bekanntlich verarmt der Großstädter für nichts so sehr wie für Natur, für Stille, Friede und Schönheit. Bekanntlich aber sind alle diese schönen Dinge, die er so sehr begehrt, und von welchen bis vor kurzem die Erde noch übervoll war, ihm völlig unsekommerlich, er kann sie nicht vertragen. Und da er sie nun dennoch haben will, da er sich die Natur nun einmal in den Kopf gesetzt hat, so hat man ihm hier, wie in koffeinfreien Kaffee und nikotinfreie Zigarren gibt, eine naturfreie, eine gefahrlose, hygienische, denaturierte Natur aufgebaut. Und bei alledem war jener oberste Grundsatz des modernen Kunstgewerbes ausgebend, die Forderung nach absoluter „Echtheit". Mit Recht bemerkt ja das moderne Gewerbe diese Forderung, welche in früheren Zeiten nicht bekannt war, weil damals jedes Schaf in der Tat ein echtes Schaf war und echte Wolle gab, jede Kuh eine war und echte Milch gab und künstliche Schafe und Kühe noch nicht erfunden waren. Nachdem sie aber erfunden waren und die echten nahezu verdrängt hatten, wurde in Bälde auch das Ideal der Echtheit erfunden. Die Zeiten sind vorüber, wo naive Fürsten sich in irgendeinem deutschen Dorfe künstliche Ruinen, eine nachgemachte Einsiedelei, eine kleine echte Schweiz, einen imitierten Postkippe bauen ließen. Heute liegt jedem Unternehmern der obfurde Gedanke, dem großstädtischen Fremden etwa ein Italien in der Nähe Londons, eine Schweiz bei Hamburg, ein Sizilien am Bodensee vorkäuschen zu wollen. Der Ersatzerlaß, den der heutige Städter verlangt, muß unbedingt echt sein, echt wie das Silber, mit dem er tafelt, echt wie die Perlen, die seine Frau trägt, und echt wie die Liebe zu Volk und Republik, die er im Busen hegt.

Dies alles zu verwirklichen war nicht leicht. Der wohlhabende Großstädter verlangt für den Frühling und Herbst einen Süden, der seinen Vorstellungen und Bedürfnissen entspricht, einen echten Süden mit Palmen und Zitronen, blaue Seen, malerische Städtchen, und was alles war ja leicht zu haben. Er verlangt aber auch außerdem Geselligkeit, verlangt Hygiene und Sauberkeit, verlangt Stadtatmosphäre, verlangt Musik, Technik, Eleganz, er erwartet eine dem Fremdenstrom restlos unterworfene und von ihm umgestaltete Natur, eine Natur, die ihm zwar Reize und Illusionen gewährt, aber keinesfalls ihm nichts von ihm verlangt, in die er sich mit allen seinen großstädtischen Gewohnheiten, Sitten und Ansprüchen bequem hineinsetzen kann. Da nun die Natur das Unerbittlichste ist, was wir kennen, und das Erfüllen solcher Ansprüche nahezu unmöglich; aber menschliche Tatkraft ist bekanntlich nichts unmöglich. Der Traum ist erfüllt.

Die Fremdenstadt im Süden konnte natürlich nicht in einem einzigen Exemplar hergestellt werden. Es wurden dreißig oder vierzig solche Idealstädte gemacht, an jedem irgend geeigneten Ort sieht man eine stehen, und wenn ich eine dieser Städte zu schildern versuche, ist es natürlich nicht diese oder jene, sie trägt keinen Eigennamen, so wenig wie ein Ford-Automobil, sie ist ein Exemplar, ist eine von vielen.

Zwischen langhin gedehnten, sanft geschwungenen Kalmauern liegt mit kleinen, kurzen Wellchen ein See aus blauem Wasser, an dessen Rande findet der Naturgenuß statt. Am Ufer schwimmen unzählige kleine Ruderboote mit farbig gestreiften Sonnendächern und bunten Hüchchen, elegante hübsche Boote, mit kleinen netten Kissen und sauber wie Operationstische. Ihre Besitzer gehen am Kai auf und nieder und bieten allen Vorübergehenden unaufhörlich ihre Schiffchen zum Mieten an. Diese Männer gehen in matrosenähnlichen Anzügen mit bloßer Brust und bloßen braunen Armen, sie sprechen echtes Italienisch, sind jedoch imstande, auch in jeder anderen Sprache Auskunft zu geben, sie haben leuchtende Südländeraugen, rauchen lange dünne Zigarren und wirken malerisch.

Längs dem Ufer schwimmen die Boote, längs dem Seerand läuft die Promenade, eine doppelte Straße; der seewärts gelehnte Teil, unter sauber geschnittenen Bäumen, ist den Fußgängern reserviert, der innere Teil ist eine blendende und heiße Verkehrsstraße voll von Hotelomnibussen, Autos, Tramwahnen und Fuhrwerken. An dieser Straße steht die Fremdenstadt, welche eine Dimension weniger hat als rude e Städte, sie erstreckt sich nur in die Länge und Höhe, nicht in die Tiefe. Sie besteht aus einem dichten, stetigen Gürtel von Hotelgebäuden. Hinter diesem Gürtel aber, eine nicht zu übersehende Attraktion, findet der echte Süden statt, dort nämlich steht tatsächlich ein altes, italienisches Städtchen, wo auf engem, stark riechendem Markt Gemüse, Wasser und Fische verkauft werden, wo barfüßige Kinder mit Kopfverbindungen Fußball spielen und Mütter mit fliegenden Haaren und heiteren Stimmen die wohlklingenden klassischen Namen ihrer Kinder ausbrüllen. Hier riecht es nach Salami, nach Wein, nach Abtritt, nach Tabak und Handwerkern, hier stehen in Hemdärmeln joviale Männer unter offenen Ladenfenstern, sitzen Schuhmacher auf offener Straße, das Leder klopfend, alles echt und sehr bunt und originell, es konnte auf dieser Szene jederzeit der erste Akt einer Oper beginnen. Hier sieht man die Kinder mit großer Neugierde Entdeckungen machen und hört häufig von Gebildeten verständnisvolle Äußerungen über die fremde Volksseele. Eisenhändler fahren mit kleinen rasselnden Karren durch die engen Gassen und brüllen ihre Raschereien aus, da und dort brennt in einem Hofe oder auf einem Plätzchen ein Drehklavier zu spielen. Täglich bringt der Fremde in dieser kleinen, schmutzigen und interessanten Stadt eine Stunde oder zwei zu, kauft Strohflechtereien und Ansichtskarten, versucht Italienisch zu sprechen und sammelt südliche Eindrücke. Hier wird auch sehr viel photographiert.

Noch weiter entfernt, hinter dem alten Städtchen, liegt das Land, da liegen Dörfer und Wiesen, Weinberge und Wälder, die Natur ist dort noch, wie sie immer war, wild und ungeschliffen, doch bekommen die Fremden davon wenig zu sehen, denn wenn sie je und je in Automobilen durch diese Natur fahren, sehen sie die Wiesen und Dörfer genau so verstaubt und feindselig am Rand der Autostraße liegen wie überall.

Bald kehrt daher der Fremde von solchen Exkursionen wieder in die Idealstadt zurück. Dort stehen die großen vielstöckigen Hotels, von intelligenten Direktoren geleitet, mit wohlerzogenem aufmerksamen Personal. Dort fahren niedliche Dampfer über den See, und elegante Wagen auf der Straße, überall tritt der Fuß auf Asphalt und Zement, überall ist frisch gefegt und gespritzt, überall werden Galanteriewaren und Erfrischungen angeboten. In einem Hotel wohnt der frühere Präsident von Frankreich, und im andern der deutsche Reichskanzler, man geht in elegante Cafés und trifft da die Bekannten aus Berlin, Frankfurt und München an, man liest die heimatlichen Zeitungen und ist aus dem Operetten-Italien der Altstadt wieder in die gute solide Luft der Heimat getreten, der Großstadt, man drückt sich frisiagewaschene Hände, lädt einander zu Erfrischungen ein, ruft zwischendrein ein Telephon die heimatliche Firma an, bewegt sich nett und angeregt zwischen netten, gutgekleideten, vergnügten Menschen. Auf Poteltterrassen hinter Saulenbalustraden und Oleanderbäumen sitzen berühmte Dichter und starren mit flimmerndem Auge auf den Spiegel des Sees, zuweilen empfangen sie Vertreter der Presse, und bald erfährt man, an welchem Werk dieser und jener Meister nun arbeitet. In einem feinen kleinen Restaurant sieht man die beliebteste Schauspielerin der heimatlichen Großstadt sitzen, sie trägt ein Kostüm, das ist wie ein Traum, und füttert einen Petinghund mit Dessert. Auch sie ist entzückt von der Natur und oft bis zur Andacht gerührt, wenn sie Abends in Nummer 178 des Luxushotels ihr Fenster öffnet und die endlose Reihe der schimmernden Lichter sieht, die sich dem Ufer entlang zieht und träumerisch jenseits der Bucht verliert.

Befriedigt wandelt man auf der Promenade, Mullers aus Darmstadt sind auch da, und man hört, daß morgen ein italienischer Tenor im Kursaal auftreten wird, der einzige, der sich nach Caruso wirklich hören lassen kann. Man sieht gegen Abend die Dampferchen heimkehren, massiert die Ausgestiegenen, trifft wieder Bekannte, bleibt eine Weile vor einem Schaufenster voll alter Möbel und Stickereien stehen, dann wird es kühl, und man kehrt man ins Hotel zurück, hinter die Wände von Beton und Glas, wo der Speisesaal schon von Porzellan, Glas und Silber funkelt, und wo nachher ein kleiner Ball stattfinden wird. Man ist genugsam schon da, kaum hat man Abendtoilette gemacht, so wird man schon vom süßen wiegenden Klang empfangen.

Vor dem Hotel erlischt langsam im Abend die Blumenpracht. Da stehen in Beeten zwischen Betonmauern dicht und bunt die blühenden Gewächse, Cameelien und Rhododendren, hohe Palmen dazwischen, alles echt, und voll dicker kühlblauer Kugeln die fetten Hortensien. Morgen findet eine große Gesellschaftsfahrt nach —ggio statt, auf die man sich freut. Und sollte man morgen aus Versehen statt nach —ggio an irgendeinen anderen Ort gelangen, nach —iggio oder —olino, so schadet das nichts, denn man wird dort ganz genau die gleiche Idealstadt antreffen, denselben See, denselben Kai, dieselbe malerisch-drollige Altstadt und dieselben guten Hotels mit den hohen Glaswänden, hinter welchen uns die Palmen beim Essen zuschauen, und dieselbe gute weiche Musik und all das, was eben so zum Leben des Städters gehört, wenn er es gut haben will.

Thomas Mann.

Zum 50. Geburtstag, 6. Juni.

Von den zahlreichen uns zu Thomas Manns 50. Geburtstag übermittelten Glückwünschen deutscher Dichter geben wir hier eine kleine Auslese wieder.

Dem erlauchten Kreise Stefan Georges kommt zurzeit unter uns hochfurcht vor der Kunst, Strenge gegen sich selbst, Gefühl für Verantwortung, gemessener Haltung und kunstlerischem Gewissen am anderer so nahe, wie Thomas Mann, dem auch in das Odi profanum vulgus et arceo jener Erlauchten einzustimmen vielleicht nur ein leidhaftes Verlangen nach unmittelbarer Wirkung ins Weite verwehrt. Er ist der höchst merkwürdige Fall eines geborenen Dichters, dem aber ein Praeceptor Germaniae im Nacken sitzt: aus der tour d'ivoire scheucht ihn immer wieder ein Ruf zum Forum. Eine geheime Neigung zur Exzlusivität läßt der Ernst seines Rechtsgefühls nicht aufkommen, denn er hat Bürgersinn. Das zeichnet ihn ja vor allen anderen aus: er ist der einzige deutsche Dichter unserer Zeit, der sich nicht bloß nicht schämt, ein Bürger zu sein, sondern fast einen gewissen Stolz darein setzt. Der Hanseate weiß, daß Bürger darum noch durchaus kein Bourgeois sein muß, daß es auch ein adliges Bürgertum gibt. Diese Noblesse des Bürgertums ist ihrem sicheren Instinkt für Maß, Ordnung und Gesetz, für Grenzen, für das Beständige, mit ihrem Abscheu vor innerer Unsicherheit und Haltlosigkeit, vor jeder Art von Chaos, auch dem noch gut maskierten, mit ihrem hohen Sinn für die fruchtbare Spannung in der Mitte zwischen polaren Gegensätzen hat zurzeit kein Schöneres Beispiel ihrer bändigenden Kraft als ihn. Und wenn alles deutsche Bürgertum vom Erdboden vertilgt wäre, in Thomas Manns Werk bleiben deutscher Bürgerstolz, deutsche Bürgertugend, ja das Grundwesen deutschen Bürgertums aufbewahrt.

Hermann Bahr.

Du, Thomas Mann, auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes gleich, unerreichbar schon für ein lebendes Geschlecht dein du, ein Meerlegener, enteilest und das, mit forschendem Auge und gestaltender Hand von dir ergriffen, nun mit seiner ganzen Welt vor deinem Werk als seines Wesens ungeheurem Spiegel steht, gilt sein dankbarer Wunsch.

Walter und Wahrer wardst du, eingesetzt durch dich selbst und wissend verantwortlich, eines gewaltigen andern herrlichen Zauberberges, eines Schatzbergs im unbegrenzten Reich deutscher Sprache, damit nimmer die Sonne nicht untergeht. Und dich verehrend erheben wir unsere Blicke.

Rudolph G. Binding.

Gibt es vieles, das Ihnen noch zu wünschen wäre, verehrter Thomas Mann, von jenen Gütern des Lebens, die allen erkennbar, die Pflichten des Mannes zur Oeffentlichkeit darstellen, erleichtern und endlich krönen? Wem Haltung und Strenge so heilig waren wie Ihnen, der darf billig im Persönlichen nicht Wärme fordern, ihren Schein nicht dem Werk entlehnt, und kein Lob, das das Persönliche streift. Anerkennung ist in gleichem Maße an Spruch und Widerspruch gebunden, und der Lebensspiegel des fünfzigsten Jahres wird vom Tode, von der Liebe und vom Haß gehalten. Lohnte es sich anders, ihn aufzurichten? Das Bildnis, das er zurückwirft, ist unpersönlich geworden und sein entfremdetes Lächeln verrät, daß die Gestalten länger leben werden, als ihr Schöpfer. Die Antwort ist die Zusage: So war es gedacht, so ist es gut.

Waldemar Bonsels.

Unter denen, die sich zu Thomas Manns fünfzigsten Geburtstag glückwünschend einfinden mögen, wird die deutsche Sprache sich an erster Stelle befinden. Und ihr Spruch wird folgendermaßen lauten: Lieber vielverehrter funfzigjahriger jugendlicher Thomas Mann! Ich beglückwünsche mich selber zu diesem Ihrem Ehrenfest. Sie haben mich stets mit äußerster Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Gepflegtheit behandelt, was man von sehr vielen Romandichtern und Schreiberinnen in der Gegenwart — verneiden wir es an einem solchen Versöhnungstag Namen aufzuführen — nicht sagen kann. Zuweilen sind Sie sogar etwas zu gekünstelt und hanseatisch etepetete mit mir umgegangen. Aber eine langsam gleich Ihnen älter werdende Dame verträgt das lieber als hemdsärmelige Wurschtigkeit. Bitte machen Sie mir weiter schon den Hof! Wenn Sie in etwa dreißig Jahren nach letzter Fontane-ähnlicher Reise die Feder aus der Hand legen müssen, werden Sie womöglich wie Hokusai, als ihm der Tod als Neunundachtzigjährigem den Malstift fortnahm, aufseufzen: „Wie schade! Nun muß ich sterben, grade, wo ich beginne die Anfangsgründe meiner Kunst zu beherrschen." Aber ich, die deutsche Sprache, werde Ihnen und Ihrem edlen Streben dann Beifall spenden: „Schaut her! Ein Meister unseres Schrifttums."

Herbert Eulenberg.

Es gibt keine äußere Wirkung eines großen Schriftstellers, die nicht zugleich eine innere wäre. Sein Auftreten und sein öffentlicher Einfluß beruhen auf denselben Gesetzen und den durch die tatsächlichen Verhältnisse gegebenen Notwendigkeiten wie die eines Staatsmanns oder Feldherrn. Ihn ruft die Zeit, im wahrsten Sinn, und ihn bedingt auch die Zeit; sein Ewigkeits- oder Unsterblichkeitsanteil ist für den Mitlebenden wohl kaum beurteilbar; die Erfahrung zeigt, daß sich solcher Anteil, auf höherer Ebene dann, nach den sittlichen und Seelenwandlungen richtet, die er vollbracht hat, nach deren Dauer und Bedeutung. Ich erkenne in Thomas Mann den großen Schriftsteller; er erscheint mir nicht nur an diesem besonderen Tag würdig, begrüßt zu werden. Doch wie könnte ich zurückstehen, wenn es gilt, den Freund zu feiern, den Brudergeist?

Jakob Wassermann.

Daß ein Künstler von der strenglinigen Kraft, der radikalen Redlichkeit und der untadelig tätigen Haltung Thomas Manns die restlose Ehrfurcht jedes aufrichtig Mitstrebenden für sich hat, bedarf als Selbstverständlichkeit auch zu festlichem Anlaß keiner neuen Bekräftigung. Und nur darum sei dieser Tag als ein besonderer im deutschen Kalender vermerkt, weil er für eine knappe Stunde die Geistigen in einer Art Gemeinschaft mit der ganzen deutschen Nation zeigt und endlich einmal unser Stimmzettel mit dem ihren in die gleiche Urne fällt. Freuen wir uns für den doppelt Gewöhnten, den zwiefach Verehrten dieses seltenen und wertvollen Zusammenklangs!

Stefan Zweig.

Da wir Schriftsteller immer noch mit Pfeil und Lanze schießen, während sich die übrigen seit der Erfindung des Schießpulvers längst der Waffen bedienen, an denen eine handwerkliche Freude zu haben nicht mehr gut möglich ist, so muß es erlaubt sein, von dem reichgefüllten Köcher Thomas Manns zu sprechen und an seinen Pfeilen die Glatte und Leichtigkeit des Schaftes, die Schärfe des Schnittes, die zarten Schwingen zu bewundern. Thomas Mann hat der deutschen Prosa die Erafthheit der französischen gegeben, ohne ihr seine Eigentümliches zu opfern, das aus den Reizen und Bedenklichkeiten des Gesellschaftsgefühles im bürgerlichen Deutschland stammt. Thomas Mann führt eines der glanzendsten Rückzugsgefechte der Aufklärung gegen den vordringenden Chiliasmus im heutigen Europa, gegen die barbarisch-ursprünglichen Glaubigkeiten, die doch bisher weder das Lächeln Voltaires noch die tiefe Skepsis Flauberts zu töten vermochte. Ein anderer Grad der Objektivität bei diesem außerordentlich wachen, wissenden und zuchtvollen Schriftsteller, und die Wirkung auf seine Generation mußte eine ungeheure sein.

Alfons Paquet.

Die sanft so belastigende Sitte, einen bestimmten Dichtergeburtstag feiern zu sollen, ist Thomas Mann gegenüber Freude. Wer schrieb verantwortungsvoll und ehrte nicht gern den großen Steller unseres Schrifts? Immer wußte und wird Thomas Mann wissen, daß die Form im Leben ist, möge er, das ist mein „Glückwunsch", niemals vergessen, daß leben auch Form ist.

Walter v. Molo.

Wer schon bei Vollendung des fünften Lebensjahrzehntes seiner Sprachgemeinschaft und beträchtlichen Teilen der fremden Völker bedeutsam geworden und dabei frei von jedem Verdacht ist, seinen Erfolg und Einfluß durch Sichfügen gegenüber dem Publikumsgeschmack errungen zu haben, der kann mit dem frohen Gefühl jung zu sein, ins sechste Jahrzehnt eintreten. Und wenn auch niemand mehr durch die Jahre hinabsteigen kann in das, was man einst, in der Jugend, Leben nannte: er darf sich sagen, daß er dafür die Höhe eingetauscht hat, von der er es bis in seine fernsten Täler überschaut.

Wilh. v. Scholz.

Verehrter Thomas Mann, es gibt gesunde Leute, denen Ihr „Zauberberg" wahrhaft abscheulich ist, weil ihnen alle Figuren darin zu „moribund" sind, nicht nur auf der Lunge. Die Guten ahnen, daß Ihr Sanatorium nicht nur in Davos steht und daß wir alle miteinander hinein gehören, die auf den Postrat Behrens und seinen gewagten Assistenten schwörend, das wahre Heilmittel erkennen, welches eben die kühl temperierte Heiterkeit des Dichters, oder — wie unsere Väter sagten — sein Humor ist. Auch dieser Humor scheint moribund, weil er so gar nicht, wie etwa bei Jean Paul, seiner selbst selig, weil er der lachenden Träne nicht weniger spöttisch ist, als der weinenden. Aber in seiner kühl temperierten Heiterkeit und artigen Sorgfalt für das Mittelmäßige wirkt eine Sicherheit der Hände, die wohl in einer Herzensicherheit verhaftet sein muß, also in einer Gewißheit, daß dieses ganze Theater bis zur Ichstein-Dämonie des Myndheer Peeperkorn zwar ein Narrenhaus ist, dahinein wir alle gehören, daß aber die Türen geöffnet stehen, aus seiner Bewußtheit ins Menschenland zurück zu gelangen, wo sich Hans Castorp den ersten Bleistift lieh. Es gibt eine alte Einsicht vom Teufel, der durch Beelzebub ausgetrieben werden muß, welche Einsicht zu einer höchst subtilen Methode der modernen Heilkunst geführt hat: in ihren Bereich scheint mir Ihr „Zauberberg" zu gehören. Der Heilkünstler von Nancy heilt die eingebildete Krankheit durch eingebildete Gesundheit. Sie heilen den lächelnden Spott durch eine lächelnde Heiterkeit: diese kleine Verschiebung macht eine große Weisheit aus, um der willen Ihnen zum fünfzigsten Geburtstag auch von denen gedankt werden könnte, die sich für zu gesund halten, auf Ihren Hofrat Behrens zu schwören, obgleich vielleicht gerade sie, wie es Hans Castorp erging, am sichersten zu seiner Kundschaft gehören.

Wilhelm Schäfer.